

Ihr sollt nicht schlafen

Caravaggios Hirtenanbetung wurde 1969 in Palermo geraubt und bleibt verschollen. Auch ohne Autopsie hat sich in der Forschung eine Umdatierung durchgesetzt. Ein bekannter Vertrag wurde neu gelesen.

Im April dieses Jahres verbreitete sich rasch die Nachricht von der Entdeckung eines nur aus Kopien bekannten Gemäldes von Caravaggio. Noch ist ganz unklar, ob es sich bei der Darstellung eines Ecce Homo tatsächlich um ein Original handelt (F.A.Z. vom 14. April). Doch hat der Expertenstreit um die richtige Einordnung des Bildes in das Gesamtwerk des Malers längst begonnen. Die Auffassungen schwanken zwischen einer Entstehung in den letzten Monaten seiner römischen Schaffensphase, als er sich im Juni 1605 zur Ausführung einer solchen Darstellung verpflichtet, und einer späteren Datierung in die Zeit seines Aufenthalts in Neapel in die Jahre 1606 oder 1607, worauf frühe Sammlungsinventare hindeuten. Der zeitliche Unterschied von zwei Jahren ist hierbei natürlich weit weniger gravierend als die auch kulturelle Distanz Neapels zu Rom. Die materialtechnische Untersuchung des Bildes dürfte im Vergleich zu gesicherten Werken der jeweiligen Schaffensphase genaueren Aufschluss geben, und insofern erscheint der Abgleich mit verfügbaren Quellenzeugnissen als ein etwas voreiliges Ritual. Verschränken sich die Aussagen ehemaliger wie heutiger Autoritäten aber dauerhaft zu scheinbar untrüglicher Verlässlichkeit, entsteht gelegentlich ein Lehrstück über die kritische Prüfung scheinbar fest etablierter Auffassungen.

Ein in dieser Hinsicht wahrhaft erstaunliches Beispiel bietet Caravaggios monumentale Darstellung der Geburt Christi, die mehr als 350 Jahre über dem Altar des Oratoriums des heiligen Laurentius in Palermo aufgestellt war. In der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober 1969 jedoch schritten Diebe die fast drei Meter hohe Leinwand aus dem Rahmen und entkamen unerkannt. Bis heute ist das Gemälde verschollen. Entgegen früheren Annahmen, es sei gänzlich zerstört, kam eine staatliche Untersuchungskommission 2018 zu dem Ergebnis, das Bild sei in vier Teile zerschnitten worden und diese seien vielleicht noch erhalten. Somit besteht weiter Hoffnung, zumindest Fragmente der Hirtenanbetung könnten doch wieder zum Vorschein kommen.

Während die kriminalistische Aufklärung des Falls also noch aussteht, sieht sich die Fachwelt durch neuere Annahmen über die Entstehung des Gemäldes allseits verblüfft. Denn im Anschluss an die Aussagen von Caravaggios frühen Biographen Giovanni Baglione und Giovan Pietro Bellori galt es eigentlich als ausgemacht, die Hirtenanbetung in Palermo sei das letzte Gemälde gewesen, das Caravaggio am Ende seines mehrmonatigen Aufenthalts in Sizilien geschaffen hatte, kurz bevor er im Dezember 1609 nach Neapel aufbrach – in der Hoffnung, bald begnadigt zu werden und nach langem Exil wieder nach Rom zurückkehren zu können. Bekanntlich blieb ihm dies verwehrt; er verstarb schon im Mai 1610 mit erst 38 Jahren. Die Hirtenanbetung wäre also

ein Werk aus seiner letzten Schaffensphase gewesen.

Zweifel an dieser Auffassung waren zwar schon am Rande der großen Caravaggio-Ausstellung in Mailand im Jahr 1951 aufgekommen. Die damals vorsichtig geäußerte Vermutung, aus stilistischen Gründen sei die Hirtenanbetung deutlich früher anzusetzen, in die Zeit vor 1606, blieb aber vereinzelt und fand keine Resonanz bei Größen der Kunst wie Roberto Longhi. Als der Gedanke 1971 noch einmal kurz aufflackerte, war das Gemälde bereits verschwunden. Es gab gute Fotografien, materialtechnische Untersuchungen waren aber nicht mehr möglich. Nach dem Raub blieb allein der vage Verdacht zurück, und der reichte lange nicht aus, um entschieden behaupten zu können, Bellori hätte aus der Präsenz des Gemäldes in Palermo irrtümlich auf einen dortigen Aufenthalt Caravaggios geschlossen. Es fehlte ein äußerer Anreiz, um den Blick auf die Hirtenanbetung erneut kritisch zu schärfen. In der Konsequenz wurde das Gemälde in Fachpublikationen noch bis 2019 einhellig als Spätwerk vom Jahresende 1609 vorgestellt.

Inzwischen sind aber die meisten Sachverständigen überzeugt, die Hirtenanbetung sei zwischen Frühjahr und dem Herbstende 1600 in Rom entstanden, also in zeitlicher Nähe zu den beiden Wandgemälden der Contarelli-Kapelle in San Luigi dei Francesi, die im Juli dieses Jahres enthüllt wurden. Den aktuellen Diskussionsstand skizziert Michele Cuppone in seinem Buch „Caravaggio: La Natività di Palermo“ (2. Aufl., Rom 2021). Jene Verschiebung um gut neun Jahre ist ein bemerkenswerter Vorgang, zumal bei einem Künstler, der kaum zwanzig Jahre schöpferisch tätig war. Zu der neuen Einsicht gelangte man jedoch weniger durch Beobachtung als vielmehr durch die Kombination verschiedener historischer Befunde.

Die Frühdatierung basiert auf der Annahme, die Hirtenanbetung habe ihren Ursprung in einem Vertrag, den Caravaggio im April 1600 mit einem aus Siena stammenden Kaufmann namens Fabio Nuti abschloss. Das Dokument ist seit 1971 bekannt, bezeichnete aber lange ein Rätsel, vor allem weil das Thema des auszuführenden Gemäldes ungenannt bleibt. Nicht näher bezeichnete „Figuren“ sollte es zeigen; mehr ist nicht fixiert. Allerdings entsprachen die Angaben zum Format dem verschollenen Gemälde und auch der stolze Preis von 200 Scudi. Kein Indiz aber verwies auf das ferne Palermo. Die Spätdatierung der dortigen Hirtenanbetung schien gesichert, und über den Auftraggeber wusste man lange nicht mehr, als dass er das im April bestellte Gemälde im November 1600 bezahlte. Es war also sein Eigentum – so schien es jedenfalls.

Durch archivalische Studien gewann sein Profil indes nach und nach an Kontur, und als sich 2012 endlich herausstellte, dass der in Neapel aktive Fabio Nuti spätestens 1601 Kontakte bis nach Palermo unterhielt, lag der Schluss

nahe, er könnte als Agent im Auftrag von Mitgliedern der Palermitaner Oratorien gehandelt haben. Üblicherweise ist eine solche kommissarische Tätigkeit in Verträgen erwähnt; schließlich sind es offizielle Dokumente. Wo diese schwiegen, sollten nun Bildvergleiche die Annahme bestätigen. Ähnlichkeiten mit Gemälden Caravaggios aus der Zeit um 1600, sichtbar etwa in der Gestalt des kopfüber herabschwebenden Engels, hatte man freilich schon viel früher bemerkt, jedoch ohne daraus auf eine zeitliche Nähe zu folgern.

Der komplexe Sachverhalt wirft eine Reihe von Fragen auf. So erscheint es sonderbar, dass der seit Langem bekannte Vertrag vom April 1600 nicht schon früher mit der Hirtenanbetung assoziiert wurde. Dies lag eben nicht nur an den scheinbar eindeutigen Aussagen der erwähnten Biographen. Seit 1989 war das Dokument ein wichtiges Element in der damals noch kontrovers geführten Auseinandersetzung um Caravaggios Persönlichkeit und die sie prägende Kultur. Maurizio Calvesi, einst Nestor der römischen Caravaggio-Forschung, bezog den Vertrag hartnäckig auf die für die Chiesa Nuova geschaffene Grablegung Christi (heute im Vatikan), um zu belegen, dieses Altarbild sei noch im Auftrag von Pietro Vittrici, einem glühenden Ver-



Jacob Burckhardt nahm bei Caravaggio ein „scharfes Kellerlicht“ wahr und vermisste die „Mitwirkung der Tageshelle“. In der Neubildung der Weihnachtserzählung ergibt dieser Verzicht schönsten heilsgeschichtlichen Sinn. Foto Archiv

erher Filippo Neris, entstanden, womit Caravaggio selbst als Anhänger der Kongregation der Oratorianer erschienen wäre. Calvesi eigenwillige Prämisse, Nuti sei Vittrici Testamentsvolltrecker gewesen, hielt immerhin bis 2009. Erst nach ihrer Widerlegung begann ein Umdenken über den Gegenstand des Vertrags vom April 1600.

Außerhalb der Selbstkritik eröffnet die Frühdatierung der Hirtenanbetung der Forschung aber auch ganz neue Perspektiven. Bis dato erschien es undenkbar, ein großes Altarbild sei bereits für den Export bis nach Palermo bestimmt gewesen, noch bevor Caravaggio in jenem Meisterfach überhaupt reüssiert hatte. Von seinen außerordentlichen Fähigkeiten konnte ein größeres Publikum selbst in Rom kaum vor dem April 1600 erfahren haben – es sei denn, die 1945 in Berlin verschollene Erstfassung des Evangelisten Matthäus wäre, wie gelegentlich vermutet, schon früh in der Contarelli-Kapelle zu sehen gewesen. Auch über solche Aspekte neu nachdenken zu müssen, darin liegt ein eminent wichtiger Impuls.

Bei der Auftragsvergabe muss Nuti jedenfalls auf Einflüsterungen gehört haben, nur kamen diese, soweit erkennbar, primär von Landsleuten aus der Toskana, nicht aus Sizilien. Aus Paler-

mo musste er aber wenigstens das im Vertrag erwähnte Bildkonzept, den *disegno*, erhalten haben, das er Caravaggio übergab und auf dessen Grundlage der Künstler zunächst einen Entwurf (*sbozzo*) anfertigte, dessen Ausführung im großformatigen Gemälde Nuti dann zustimmte. Hätten darüber nicht die eigentlichen Auftraggeber zu befinden gehabt?

Noch ist also einigermaßen unklar, wie die Künstlerwahl und die Gestaltung des Bildes mit den Verantwortlichen in Palermo abgestimmt waren, und ebenso, ob das Gemälde tatsächlich vor 1609 dort eintraf. So überzeugend der neue Ansatz erscheint – ohne die Möglichkeit technischer Inspektionen nimmt das stilistische Urteil zu historischen Befunden von vorerst nur provisorischer Konsistenz Stellung. Eine Kluff von neun Jahren lässt sich aber nicht mit Kompromissformeln überwinden. Stünde die nun favorisierte Frühdatierung wieder zur Disposition, sobald ein nur vager Beleg für Caravaggios Präsenz in Palermo im Jahr 1609 auftaucht? Ohne weitere Dokumente erbrachte wohl nur die Auffindung der Hirtenanbetung selbst letzte Gewissheit. Im Fall dieses wundersamen Ereignisses aber wären frühere Irrtümer ohnehin vergeblich. **LOTHAR SICKEL**

erfüllen sich nicht, selbst wenn die Stromversorgung Ghanas lange deutlich besser war als die seiner Nachbarn.

Viele in der Kolonialzeit und danach errichtete Dämme produzierten, das erwähnen mehrere Aufsätze, lediglich einen geringen Teil der erhofften Energie. Dafür zeitigten sie oft verheerende Folgen für Mensch und Umwelt: Zehntausende Menschen, oft ganze Dörfer und Kleinstädte, wurden nicht selten mit Zwang umgesiedelt, lokale Fischindustrien zerstört, durch Wasser übertragene Krankheiten breiteten sich aus, die Uferlinien erodierten, und Überschwemmungen ebenso wie Wassermangel nahmen zu. Gleichwohl ist der Drang zu hydroelektrischen Großprojekten in Afrika ungebrochen. Dutzende größerer Dammkonstruktionen in Sudan, Äthiopien, Ruanda und Tansania sind gegenwärtig im Bau oder kürzlich fertiggestellt worden. Sie führen verstärkt zu zwischenstaatlichen Spannungen, etwa im Nordosten des Kontinents. Die in Äthiopien errichtete GER-Talsperre am Nil, für Präsident Abiy Ahmed Zeichen des Fortschritts und regionaler Stärke,

sorgt derzeit in den Nachbarländern Ägypten und Sudan für wütende Proteste und Appelle an die Staatenwelt. Der Politologe Harry Verhoeven macht in seinem Beitrag darauf aufmerksam, dass das verbreitete Denken über Klimawandel und Wassersicherheit noch immer ein vereinfachtes Bild von Afrika als Opfer ruckloser exogener Interessen zeichne. Nicht, dass es diese Interessen nicht gebe, aber der ausschließliche Blick auf sie verdecke lokale Vorstellungen und Praktiken im Umgang mit Klima und Wasser. Nicht nur die internationale Gemeinschaft, sondern ebenso afrikanische Politiker hätten diese Perspektiven jedoch weitgehend ignoriert. Es sei jedoch kein Szenario vorstellbar, in welchem afrikanische Gesellschaften sich erfolgreich dem Klimawandel anpassen, ohne zugleich grundlegend ihre Beziehungen sowohl zum Rest der Welt als auch untereinander neu zu definieren. Und dies hieße eben auch, einheimische Institutionen der Kontrolle und des Ausschlusses nachhaltig infrage zu stellen. **ANDREAS ECKERT**

Ihr hört mir jetzt gut zu

Karl Neufelds deutscher Dschihad im Sommer 1915

Die Dschihad-Kampagne des deutschen Kaiserreichs während des Ersten Weltkriegs ist längst Gegenstand eines eigenen Forschungsgebiets. Von einem Dschihad made in Germany sprachen schon vor eineinhalb Jahrzehnten Historiker wie Tilman Lüdke und Wolfgang G. Schwanitz. Seitdem kommen nicht nur regelmäßig Untersuchungen zu Teilspekten dieses propagierten „Heiligen Kriegs“ hinzu. Neuerdings findet sich das Thema als Unterkapitel sogar in Überblicksdarstellungen zum Holocaust, wie dem unlängst in Paris veröffentlichten Sammelband „Nouvelle histoire de la Shoah“ (Verlag: Passés composés). Weshalb das Deutsche Reich im Ersten Weltkrieg mit seiner dschihadistischen „Revolutionierungsstrategie“ gescheitert war, haben bisherige Studien zu verschiedenen islamischen Ländern der Region gezeigt. Über Versuche der politischen Einflussnahme Deutschlands im Hedschas war bislang nur wenig bekannt. Die Reise des zum Islam konvertierten deutschen Kaufmanns, Schriftstellers und Abenteurers Karl Neufeld (1856 bis 1918) nach Medina im Sommer 1915 wurde zwar schon 2005 von Lüdke kurz behandelt. Jetzt hat der Islamwissenschaftler Martin Strohmeier, emeritierter Professor der Universität Zypern, Neufelds Reisetagebuch näher studiert („Mission Impossible: Karl Neufeld's Holy War Propaganda Trip to Medina 1915“ in: Die Welt des Islams, Bd. 61, 2021, Heft 3/ Brill).

Als „Gefangener des Mahdi“ hatte Neufeld 1899 mit seinem auch auf Englisch erschienenen Buch „In Ketten des Kalifen. Zwölf Jahre Gefangenschaft in Omdurman“ Weltberühmtheit erlangt. Im südgypsischen Assuan im grenzüberschreitenden Handel mit dem Sudan tätig, war Neufeld 1887 als Karawanenführer von Sudanese gefangen und erst 1898 von britischen Soldaten befreit worden. Danach lebte er auf einer eigenen Farm in der Nähe Assuans und betätigte sich auch als Wüstenführer für europäische Gäste einer Pension, die seine Schwester in der Stadt betrieb. Dieses unbeschwerte Leben mit seiner abessinischen Frau und seinen zwei Töchtern endete abrupt, als nach dem Ausbruch des Weltkriegs die Briten ihn wie andere deutsche Staatsbürger aus Ägypten auswiesen.

Schon bald wurde er vom Auswärtigen Amt für eine Propagandamission in Medina engagiert. Von vier jemenitischen Gehilfen begleitet, gab Neufeld sich als tunesischer Kaufmann aus, der angeblich für eine Pilgerreise vor dem französischen Kolonialregime geflohen war. Nach seiner Ankunft in Medina Mitte Juli 1915 fand der deutsche Muslim dank einer – wie es zunächst schien, zufälligen – Bekanntschaft mit dem osmanischen Offizier Cheri Bey schnell Anschluss an Gebildetenkreise in der Stadt. Dort traf er auf auffallend viele Rechtsgelehrte aus dem Maghreb, die tatsächlich vor französischer Repression Zuflucht in der Stadt gefunden hatten. Besonders bei ihnen stieß Neufeld mit seiner antifranzösischen Agitation auf offene Ohren. Und dass Deutschland und das verbündete Osmanische Reich im Krieg auf der Gewinnerseite seien, konnte er mit Verweis auf das von der deutschen Armee gerade eroberte Warschau sowie die ersten Rückschläge der Entente in der Dardanellenschlacht veranschaulichen. Mühe hatte Neufeld aber damit, jene Gesprächspartner gegen die Briten aufzustacheln, die einen ägyptischen oder auch sudanesischen Hintergrund hatten, hatte doch aus deren Sicht die britische Kolonialherrschaft auch Fortschritte mit sich gebracht.

Dass der deutschen Einflussnahme auf die Beduinenstämme der Region, zu denen er Beziehungen knüpfte, deutliche Grenzen gesetzt waren, wollte oder konnte Neufeld nicht erkennen: Dass sie, wie der Deutsche glaubte, dem Osmanenstaat gegenüber loyal seien, war Strohmeier zufolge ebenso simplifizierend wie seine Auffassung, dass die Beduinen religiöse Fanatiker und deshalb leicht gegen die Westmächte mobilisierbar seien. Realistischer hingegen war Neufelds Einschätzung der deutschen Propagandamethoden im Orient. Filmvorführungen hielt er für ineffizient, weil selten Strom verfügbar war, weshalb illustrierte, Fotos und Karten oder auch eigene Zeitungen eingesetzt werden sollten. Er persönlich habe zu den Arabern stets „wie zu großen Kindern“ gesprochen, notierte Neufeld – es war keineswegs der einzige Tagebucheintrag, der seine westliche Überheblichkeit verriet.

Neufelds osmanischer „Betreuer“ Cheri Bey, so vermutet Strohmeier, hatte in Wahrheit die Aufgabe, den Deutschen zu observieren, was schließlich nach sechs-wöchigem Aufenthalt zu seiner Ausweisung aus Medina führte. Davon war am 11. November 1915 im „Berliner Tageblatt“ in dem ausführlichen Bericht des Schriftstellers Emil Ludwig, der mit Neufeld in Konstantinopel gesprochen hatte, allerdings nichts zu lesen; dagegen etliches darüber, welche „Leidenschaft gegen die Engländer“ in der Stadt des Propheten herrsche. **JOSEPH CROITORU**

Ihr müsst mehr Brunnen bauen

Die Verbesserung der Wasserversorgung Afrikas wird erschwert durch den von den Kolonialmächten übernommenen Kult des Staudamms

Vor dreieinhalb Jahren gingen Meldungen um die Welt, dass der bei Touristen beliebten südafrikanischen Küstenmetropole Kapstadt das Wasser ausgehe. Ein „Day Zero“, an dem kein Tropfen mehr aus den Leitungen läuft, schien nur noch eine Frage von Wochen. Schreckensvisionen von langen Warteschlangen vor öffentlichen, von Militär bewachten Wasserstellen machten die Runde. Die Katastrophe trat nicht ein. Dank ungewöhnlich massiver Regenfälle sind die Stauseen derzeit wieder gut gefüllt. Gleichwohl verweist diese Episode auf die erhebliche Verwundbarkeit großer Teile Afrikas in Bezug auf die Versorgung mit Wasser. Zwar verfügt der Kontinent über beträchtliche, bisher nicht genutzte Reserven, aber sie sind sehr ungleich verteilt und finden sich vor allem in den großen Becken einiger Flüsse wie Kongo, Nil, Niger und Sambesi. Mehr als ein Drittel der Afrikaner lebt in Regionen, die von Dürren bedroht sind. Afrika, obwohl für weniger als vier Prozent der weltweiten Produktion von Treibhausgasen verantwortlich, trägt heute eine zentrale Last des Klimawandels. Arme Menschen leiden besonders unter Extremwet-

terlagen, großer Hitze, Trockenheit und Überflutungen. Ein bedrückendes Beispiel für die Auswirkungen der globalen Erwärmung ist der Tschadsee, einst einer der größten Süßwasserseen Afrikas, der von rund 45 000 Quadratkilometern Fläche im Jahr 1960 auf ein Viertel seiner Größe geschrumpft ist.

Vor dem Hintergrund der Aussicht auf „Wasserkriege“ ist eine interdisziplinäre Forschungslandschaft zum Thema Wassersicherheit in Afrika entstanden, die in der jüngsten Ausgabe von Daedalus (Bd. 150, Heft 4), der Zeitschrift der American Academy of Arts and Sciences, vorgestellt wird. Wie die als Herausgeber zeichnenden Historiker Allen Isaacman und Muchapapara Musemwa einleitend darlegen, hebt die Forschung vier Aspekte der Wasserkrise hervor: die zunehmende Knappheit, Privatisierung sowie Kommodifizierung von Wasser in urbanen Zentren; die Auswirkungen großer Staudämmen auf ländliche Regionen; die gesundheitlichen Folgen von Wasserknappheit und schließlich Wasserwirtschaft und Wasserpolitik auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene.

Ein besonderes Augenmerk legt das Heft auf die historische Dimension gegenwärtiger Konstellationen, die sich nicht zuletzt in der Fortsetzung kolonialer Vorlieben für große Entwicklungsprojekte manifestiert. In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg stand der Bau von großen Staudämmen für den tiefen Glauben an wissenschaftlichen Fortschritt und Technologie, den auch afrikanische Nationalisten teilten. Der Akosombo-Staudamm in Ghana etwa sollte, wie Stephan Miescher erläutert, ausdrücklich dem Aufbau der jungen afrikanischen Nation dienen. Der Damm bildete das Kernstück des Volta-River-Projekts, das einen großen künstlichen See, eine Aluminiumhütte, die Umsiedlung von 80 000 Menschen, neue Städte und Ortschaften, einen Tiefseehafen sowie weitere infrastrukturelle Maßnahmen umfasste. Kwame Nkrumah, der 1951 noch unter britischer Kolonialherrschaft Regierungschef geworden war, machte die Realisierung des Volta-River-Projekts zu einem der zentralen Ziele eines unabhängigen Ghanas. Die Hoffnungen auf rasche Industrialisierung und weniger Abhängigkeit vom Kakaoexport

erfüllen sich nicht, selbst wenn die Stromversorgung Ghanas lange deutlich besser war als die seiner Nachbarn.

Viele in der Kolonialzeit und danach errichtete Dämme produzierten, das erwähnen mehrere Aufsätze, lediglich einen geringen Teil der erhofften Energie. Dafür zeitigten sie oft verheerende Folgen für Mensch und Umwelt: Zehntausende Menschen, oft ganze Dörfer und Kleinstädte, wurden nicht selten mit Zwang umgesiedelt, lokale Fischindustrien zerstört, durch Wasser übertragene Krankheiten breiteten sich aus, die Uferlinien erodierten, und Überschwemmungen ebenso wie Wassermangel nahmen zu. Gleichwohl ist der Drang zu hydroelektrischen Großprojekten in Afrika ungebrochen. Dutzende größerer Dammkonstruktionen in Sudan, Äthiopien, Ruanda und Tansania sind gegenwärtig im Bau oder kürzlich fertiggestellt worden. Sie führen verstärkt zu zwischenstaatlichen Spannungen, etwa im Nordosten des Kontinents. Die in Äthiopien errichtete GER-Talsperre am Nil, für Präsident Abiy Ahmed Zeichen des Fortschritts und regionaler Stärke,